

Über Bezugsphänomene: Wie ein Sachverhalt durch den Bezug auf einen Anderen seine besonderen Merkmale erhält - Gestalttheoretische Grundlagen und Anwendungen im Bereich der Kultur und der Sprache

Einführung

Beziehungen zwischen psychischen Gegebenheiten und auch mögliche wechselseitige Bezugnahmen sind vielfältig und grundlegend. Wolfgang Metzger (1975a) hat ihre Bedeutung mit folgenden Worten hervorgehoben:

„Es gibt in so gut wie allen Gebieten des Seelischen *die Beziehung jedes Einzelgebildes zu einem ‚Bezugssystem‘* als dem Gebiet, in dem es sich befindet und bewegt, in dem es seinen Ort, seine Richtung und sein Maß hat; diese Beziehung ist verwandt mit, aber verschieden von der Beziehung von Teilen zu ihrem Ganzen; sie ist seelisch ebenso wirklich, ebenso ursprünglich und ebenso folgenreich wie die zwischen den konkreten Gebilden“ (140).

Bezüge sind Ausdruck der Kontextabhängigkeit psychischer Prozesse (Haubensak 1985, 115), einem wichtigen gestalttheoretischen Prinzip.

Gehen wir zunächst von einer Auswahl von Aussagen aus: *Hans ist groß; Hans ist größer als Franz; Hans ist zu groß; Die Beschwerden haben nachgelassen; Die Mongolei ist viermal größer als Deutschland; Georg ließ das Steak zurückgehen; Er umarmte den chinesischen Geschäftspartner; Das Bild wirkte in der Galerie ganz anders als zu Hause an der Wohnzimmerwand.*

Diesen Beispielen ist gemeinsam, dass ein Sachverhalt in Bezug auf einen anderen wahrgenommen und beurteilt wird, auch wenn dies nicht immer offensichtlich ist. Bei den aufgeführten Beispielen deutet sich eine große Vielfalt der Bezugsformen an, und im Folgenden wird der Versuch unternommen, diese Vielfalt zu differenzieren und dabei die charakteristischen Merkmale herauszuarbeiten. Es geht dabei stets um Objekte oder Sachverhalte, die in Bezug auf eine andere Gegebenheit wahrgenommen, eingeordnet, beurteilt, interpretiert, verstanden etc. werden. Sprachwissenschaftler (z.B. Dokic & Pacherie 2006) unterscheiden zwischen ‚referent‘ als der bezugnehmenden (thematischen) Gegebenheit und ‚relatum‘ als dem bezuggebenden Sachverhalt.¹

¹ Das von Linguisten und Philosophen diskutierte Referenzproblem, nämlich auf welche Aspekte der

A. Grundlegende Erörterungen: Differenzierungen vorkommender Bezugsformen und ihre Merkmale

1. Sachverhalt und Bezugsobjekt – Bezugsdual

Eine Bezugsform besteht darin, dass ein Sachverhalt in Bezug auf einen anderen wahrgenommen oder beurteilt wird.

Er steht vor dem Haus
Die Antenne ist auf dem Balkon
Hans liegt vor Georg (beim Marathon)
Der Sohn ähnelt dem Vater

Einem Sachverhalt werden dabei Attribute zugeschrieben, die sich aus dem Bezug auf einen anderen Sachverhalt ergeben. Daraus können Lagebezeichnungen und Ähnlichkeitsaussagen resultieren. Der Bezug ist dabei meist explizit. Wir wollen diese Form der Bezugnahme als ‚Bezugsdual‘ in Abhebung von weiteren Bezugsformen bezeichnen. Dabei sind die beiden beteiligten Sachverhalte thematisch. In der Linguistik wird in solchen Fällen von einem ‚intrinsic‘ Bezug gesprochen (Thiering 2011, Dokic & Pacherie 2006), wenn nämlich nur Eigenschaften des Bezugsobjekts für die Aussage oder das Urteil ausschlaggebend sind. Etwa bei einer Beobachtung wie: *Er steht vor dem Haus*. Dabei reichen Merkmale des Hauses aus, um den Ortsbezug zu begründen. Würde man aber aussagen: *Der Baum steht links von dem Haus*, dann käme möglicherweise ein weiteres Bezugssystem ins Spiel, nämlich die Körperkoordinaten des Betrachters; es ginge also um seinen Blickpunkt (oder ‚origo‘ sensu Bühler 1935, siehe unten). Selbst bei diesen einfachen Beispielen zum Bezugsdual sind zusätzlich psychologische Faktoren zu bedenken. Ähnlichkeitsurteile werden wohl nicht beliebig hinsichtlich der beiden Relationsglieder vorgenommen. Die Aussage: *Der Vater ähnelt dem Sohn*, würde z.B. gegen das Prinzip verstoßen, dass der Vater vor dem Sohn ins Leben kam, außerdem mag dem Vater hinsichtlich der sozialen Beziehung zwischen beiden ein sozialer Vorrang zukommen und damit ein bestimmtes Hierarchiegefälle zwischen beiden Personen nahelegen, wobei das Hierarchieniedrige eher in Bezug auf das Hierarchiehöhere beurteilt wird als umgekehrt. Übrigens erzeugt die Aussage: *Der Vater ähnelt dem Sohn*, meist eine gewisse Erheiterung. Für andere Fälle mag es psychologische Gründe geben. Es ist durchaus möglich, dass ein gerade in raschem Wachstum begriffener Junge seine Mutter an Körpergröße überflügelt (Beispiel nach Rausch 1949). Dann wäre es durchaus statthaft, wenn man bemerkt, dass: *Peter größer ist als seine Mutter*. Hierbei wären Peter und seine Körpergröße thematisch und die Größe der Mutter Bezugsobjekt.

Wirklichkeit wir uns sprachlich beziehen, bleibt dabei ausgeklammert, da es über das gestellte Thema hinausgeht. Es soll nur um Fälle gehen, in denen etwas durch Bezug auf etwas anderes seinen besonderen Charakter erhält.

Auch die Aussage: *Hans liegt beim Marathon vor Georg*, ist psychologisch nicht so einfach, wie sie daherkommt. Sie drückt nämlich eine gewisse Zentrierung auf Hans aus. Georg könnte allerdings unter bestimmten Bedingungen Thema sein, etwa wenn er ein Freund ist oder bei solchen Rennen gewöhnlich vor Hans platziert war, dann könnte die Aussage auch lauten: *Georg liegt (diesmal) hinter Hans*. Rosch (1975a) hat eine besondere Bezugsform erforscht. Der Autorin (Rosch 1975b) sind Erkenntnisse über die Binnenstruktur von Kategorien zu verdanken, indem sie empirisch nachgewiesen hat, dass es typische und weniger typische Kategorienelemente gibt. So sind beispielsweise ‚Sperling‘ und ‚Meise‘ typische Vertreter der Kategorie ‚Vogel‘, untypische sind ‚Strauß‘ und ‚Pinguin‘. Besonders typische Vertreter einer Kategorie werden als Prototypen bezeichnet. Daran anknüpfend untersuchte sie Bezugsphänomene innerhalb solcher Kategorien, indem sie einer Anregung von Wertheimer (1923) folgte. Dieser hatte in seiner Untersuchung der Gestaltfaktoren darauf hingewiesen, dass es unter wahrnehmungsmäßigen Reizkonstellationen bestimmte Idealtypen gibt, die besonders hervorgehoben sind. Rosch ging nun davon aus, dass diese ausgezeichneten Konstellationen als Anker- und Bezugspunkte für die Beurteilung der Nachbarkonstellationen fungieren könnten. So hat bereits Wertheimer (1923, 318) dargelegt, dass in einer Schar von graduell unterschiedlichen Winkeln der rechte und der stumpfe ausgezeichnete Formen darstellen, und dass ein 93°-Winkel wie ein rechter wirkt, allerdings irgendwie unvollkommen, wie er sagt². Rosch hat dann – mit interessanter Methodik – in Serien von Untersuchungen überprüft, welcher Kategorienvorteiler eines vorgegebenen Paares eher als Bezugssachverhalt fungiert. Als Vorlagenmaterial verwendete sie dabei Farben, Linien und Zahlen, wobei die Fokalfarben, die senkrechten, liegenden und diagonalen Linien und die Zehnerschritte bei den Zahlen bevorzugte Ankerpunkte sein sollten. Überprüft wurden die Ähnlichkeitsbeziehungen durch verbale Urteile (der eine Vertreter entspricht *im Wesentlichen, annähernd, grob gesprochen* dem anderen) und durch eine metrische Distanzangabe (als Ausdruck der psychologischen Beziehung). War in einem Paar ein ausgezeichneter Kategorienvorteiler enthalten, so wurde dieser bevorzugt zum Bezugsobjekt. In diesen Fällen konnte die Autorin überzufällig häufig Asymmetrien in den Urteilen feststellen. Eine 85°-Linie wurde an die vertikale assimiliert, dagegen wurde eine vertikale Linie niemals auf die 85°-Linie bezogen.

² Dies war der Anstoß für die Diskussion der Prägnanzstufen (Rausch 1966, 906f; Metzger 1975a, 66f).

2. Dimensionale Bezugssysteme

2.a. Unscheinbare Bezugssysteme

Hinter einer Reihe von absolut daherkommenden Aussagen wie

Das Kind ist intelligent;
Es ist warm;
Der Zeiger steht senkrecht;
Ich habe (weniger) starke Kopfschmerzen (als vorher);
Die Luft ist dünn;

verbergen sich bestimmte Bezugsgegebenheiten, durch die die Eigenschaften der angesprochenen Sachverhalte ihre phänomenale Ausprägung erhalten. Die Aussage: *Das Kind ist intelligent*, setzt im Grunde voraus, dass es andere Kinder gibt, die weniger intelligent sind, genauer: dass es eine Verteilung der Intelligenz bei Kindern gibt, und dass dieses eine Kind hinsichtlich seiner Ausprägung im oberen Viertel der Verteilung liegen dürfte. Auch die Aussage: *Es ist warm heute*, erhält ihre wahre Bedeutung nur aufgrund der Lokalisation auf einer Dimension, die von kalt/kühl über neutral zu warm/heiß reicht. Die hier zugrundeliegenden Verteilungen sind die Bezugssysteme im engeren Sinn, die bei den besprochenen Beispielen aus einer Dimension bestehen, auf der entlang Größe oder Ausprägung variieren. Diese Bezugssysteme kommen auch in einer gewissen Vielfalt vor (vgl. Witte 1960). Ein und dieselbe Aussage kann auf zwei Systeme bezogen sein. Wenn man feststellt, dass *es warm ist*, so hat dies im Sommer eine andere Bedeutung als im Winter, weil jede Aussagevariante ihr eigenes Bezugssystem hat. *Warm* mag im Winter +14°, im Sommer dagegen +28° bedeuten. Außerdem können sich Teilsysteme entwickeln, z.B. die Temperatur in einer Wohnung vs. die Temperatur draußen. Dies weist auf eine besondere Eigenschaft der Beziehung des Reizes zu seinem Bezugssystem hin. Jeder Reiz ist Systemreiz, aber jeder Reiz kann auch das Bezugssystem verändern oder verschieben. Das Sommer- vs. Winterbeispiel weist zugleich auf eine weitere Eigenschaft hin: Trotz möglicher Veränderungen durch Reize in einer bestimmten Situation sind die Systeme meist ‚mnemisch‘ (also im Gedächtnis) stabilisiert, weil und wenn viele Reize dazu passen. So basiert das Sommer-Temperatur-System auf vielen Erfahrungen über eine längere Zeit.

Die Aussagen, die aufgrund des Bezugs auf diese Systeme gemacht werden, stellen offensichtlich meist eine Ausprägung einer Eigenschaft dar. Etwas ist groß, stark, warm, auch hoch oder senkrecht etc. Metzger (1975a) spricht von ‚Gebieten‘ (145). Auch die Aussage: *Etwas steht senkrecht oder aufrecht*, weist implizit auf das Bezugssystem hin, das in den Raumkoordinaten besteht, deren eine Dimension in diesem Fall durch die Schwerkraft gebildet ist.

Mehrere Dimensionen

Andere dimensionale Bezugssysteme zeichnen sich durch mehrere Dimensionen aus. Eine wichtige Form bezieht sich auf die Hauptraumrichtungen des Anschauungsraums, die aus der senkrechten, der Schwerkraft entsprechenden (oben – unten) und der waagrechten Achse (vorne – hinten, neben; seitlich) bestehen. Auch die Himmelsrichtungen können die Bezugssysteme darstellen. Weitere Systeme können den ausdrücklichen Bezug auf die Person beinhalten, nämlich die Ich-Koordinaten wie: vor mir / hinter mir, neben mir (links / rechts), über mir / unter mir. Bühler (1934) hat dafür den Begriff des ‚Origo‘ eingeführt. Damit meint er den Koordinatenausgangspunkt, der durch ‚hier‘, ‚jetzt‘, ‚ich‘ gekennzeichnet ist.

„...‚ich‘ löst eine bestimmte Blickrichtung und in Ihrem Gefolge eine Rezeption aus. ... Von der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte“ (Bühler 1934, 107).

Metzger (1975) weist darauf hin, dass sich Bezugssysteme überschneiden können:

„... (überschneiden sich) diejenigen der Ichkoordinaten mit den Koordinaten der sachlichen Umgebung: Im Raum das Vorne-Hinten und Rechts-Links des Betrachters in seinem Verhältnis zu den entsprechenden Hauptrichtungen des Zimmers, in dem er arbeitet und umher geht“ (Metzger 1975, 150).

Natürlich ist zusätzlich und zugleich eine Orientierung an den Himmelsrichtungen Norden, Süden, Westen, Osten denkbar.

2.b. Explizite Dimensionale Bezugssysteme

Es ist aber auch möglich, dass die zugrundeliegenden Dimensionen explizit sind, also bewusst dem Urteil zugrunde liegen und auch geäußert werden. Bei einigen Varianten gibt es einen ausgezeichneten Punkt auf einer Dimension, der bevorzugt für Bezüge herangezogen wird.

Variabilität und Konstanz

Mit einer besonderen Bezugsform, der Variabilitäts-Konstanz-Dualität, hat sich Rausch (1949) befasst. Sie kommt gewöhnlich zusammen mit der Formulierung ‚zu‘ vor. Die Aussage: *Das Fernsehbild ist zu bunt*, etwa im Sinne von ‚grell‘ oder ‚farbig‘, setzt voraus, dass wir es an einem Maßstab messen, nach dem Fernsehbilder weder zu bunt noch zu blass sein sollten. Die Schar der durch Betätigung des Einstellknopfes zu erzielenden Farbigkeitsausprägungen wird dabei als variabel anzusehen sein, die optimale Einstellung dagegen als konstant.

Rausch führt die Grundgedanken dieser Bezugsform am Beispiel des Erwerbs eines Schrankes ein, der in eine relativ niedrige Wohnung passen soll. Die Vielfalt der im Möbelgeschäft inspizierten Schränke wird dann anhand des Kriteriums

durchgemustert, ob das jeweils ins Auge gefasste Exemplar nicht zu hoch (und sicher auch nicht zu niedrig) ist, also in die Wohnung passt. Die Wohnungshöhe wäre in diesem Fall eine Konstante, die möglichen Schrankhöhen hätten dagegen Variablenwertigkeit. Anders wäre es in dem Fall, in dem die Person zu einem wertvollen Schrank eine passende Wohnung sucht. Dabei wären dann Variabilität und Konstanz vertauscht. Konstant wäre die Schrankgröße, variabel die Zimmerhöhen der in Frage kommenden Wohnungen.

In den genannten Beispielen zum Variabilitäts-Konstanz-Phänomen dient die Konstante (das Zimmer, für das der Schrank gesucht wird, oder die optimale Farbigkeit) als Bezugspunkt für die auf dieser Dimension variierenden Gegebenheiten.

Bezug auf Standards

Auch moralische Urteile basieren wohl meist auf expliziten Bezugssystemen. Eine Handlung kann als gut oder schlecht beurteilt werden. Eine Wertorientierung, wie etwa persönliche Sicherheit oder Freiheit, wird in einem gewissen Ausmaß als wichtig angesehen. Dies dürfte auch der Fall sein, wenn die Angemessenheit einer Verhaltensweise anhand von sozialen Standards beurteilt wird: *Die Person war in dieser Situation nicht einfühlsam genug.* Hierzu könnten Wertorientierungen herangezogen werden, die einen Punkt auf einer Dimension (z.B. Ausprägung an Empathie) bereitstellen, der zur Beurteilung herangezogen wird. Schwartz (1994) drückt es folgendermaßen aus: „they (the values) function as standards for judging und justifying action“ (21). Eine beobachtete Verhaltensweise wird dann auf eine Ausprägung der Wertorientierung bezogen.

Sachliche Vergleiche

Auch sachliche Vergleiche in Form von Bezugsaussagen sind denkbar, z.B.: *Die Luft ist im Gebirge dünner als in der Ebene.* Einige enthalten eine Quantifizierung der Ausprägung: *Die Fläche der Mongolei ist viermal so groß wie diejenige Deutschlands, und hier leben weniger Menschen als in Berlin... Adler sehen achtmal besser als Menschen* (Beispiele aus *National Geographic*, Dezember 2012, 138, 140).

Wie beim Bezugsdual wird ein Sachverhalt auf einen anderen bezogen, hier nun aber unter Heranziehung einer Ausprägung des Bezugssachverhalts, die für das thematische Objekt zu einer Aussage führt. Ein Mehr oder Weniger hinsichtlich einer Dimension wird an einer Bezugsgröße gemessen. Der Vergleich ist explizit, Sachverhalt und Bezugsobjekt sind thematisch, aber nur Merkmale des Bezugsobjekts sind funktionell wirksam. In den Beispielaussagen sind Mongolei und Adler die thematischen Sachverhalte, Größe, Zahl der Einwohner und Sehfähigkeit sind die Dimensionen, und Deutschland, Berlin und der Mensch sind die Bezugsobjekte.

Selbstreferentielle Vergleiche

Von besonderem Interesse dürften Vergleiche zwischen aktuellem und früherem Befinden in klinischen Situationen sein, weil sie oft als Indikatoren für Behandlungserfolge herangezogen werden. Die zugrundeliegenden Dimensionen werden oft nur mitgedacht: *Die Beschwerden haben nachgelassen*, oder auch: *Nach der Therapie fühle ich mich glücklicher, zufriedener, gesünder*, etc. Dies dürfte auch gelten, wenn nicht die Auswirkung einer therapeutischen Intervention, sondern die eines Trainings etc. thematisch ist: *Ich bin jetzt besser in der Lage, mit stressigen Situationen umzugehen*.

3. Thematische Felder

Es kommen aber auch psychologisch ganz anders geartete Systembezüge vor. Betrachten wir ein Witzbeispiel aus Metz-Göckel (1999):

Ein Autofahrer kommt nach einem schweren Verkehrsunfall wieder zu sich. „Was ist denn passiert?“ – „Du hattest einen schweren Unfall,“ sagt eine Stimme neben ihm. „Und was soll ich mit dem Lenkrad in der Hand?“ – „Das ist kein Lenkrad, das ist eine Harfe!“

Der Gegenstand in der Hand des Autofahrers ist nicht mehr ein Lenkrad, sondern eine Harfe, und letztere ist dann in einem anderen Kontext – dem Himmel – verankert. Nebenbei: Der Systemwechsel und die nachträgliche Erkenntnis des Passens in einem anderen Kontext erfreuen uns offensichtlich und erzeugen Heiterkeit.

Entscheidend ist, dass hierbei ein Bezugswechsel stattfindet: Lenkrad hätte im früheren, Harfe im neuen Kontext seinen Platz. Dieser Kontext bestünde aus der fiktiven Gegebenheit des Himmels mit Wolken, Petrus, Harfen, Chorälen, anderen Seelen etc. und wäre also heterogen besetzt. Dimensionen sind dabei nicht relevant, d.h. Ausprägungen spielen keine Rolle. Offensichtlich bekommt ein Sachverhalt durch die Einbindung in diesen Kontext eine spezielle Bedeutung verliehen, d.h. es handelt sich nicht um eine Harfe im Konzertsaal. Wir schlagen vor, das Feldkonstrukt für solche psychischen Verhältnisse zu verwenden und solche Komplexe als ‚thematische Felder‘ zu bezeichnen, weil die heterogenen Sachverhalte thematisch irgendwie zusammengehören.³ Die Bedeutung eines

³ Diese Überlegungen weisen Ähnlichkeiten zu Annahmen im Zusammenhang mit dem ‚thematischen Feld‘ bei Gurwitsch (1929, 1976, vgl. Janovic 2005) auf. Die gleiche Begriffswahl bei diesem Autor und uns ist sachlich begründet, und bei Gurwitsch auf dem Hintergrund der Phänomenologie, bei uns auf dem Hintergrund gestalttheoretisch orientierter Kognitionspsychologie zu sehen. Gurwitschs Anliegen ist die phänomenologische Analyse des Bewusstseinsfelds, und er geht meist von einem Objekt (in der Wahrnehmung) oder einem Thema (beim Denken) aus. Zu einem Thema gehört eine Domäne des Mitgegebenen (Gurwitsch 1929, 303), und dieses lässt sich aufteilen in a) Nebengedanken, die zum Bewusstseins hintergrund gehören, und b) den Bereich, der zum Thema gehört. Diesen nennt Gurwitsch ‚thematisches Feld‘. ‚(Es) stellt sich als eine Verflechtung von innerlich verwandten, sachlich zusammengehörigen ‚Gegenständlichkeiten‘ dar‘ (Gurwitsch 1929, 305). Diese Zusammengehörigkeit nennt

Sachverhaltes ist durch das jeweilige Feld induziert. Man kann deswegen betonen, dass Bedeutungen feldbedingt entstehen.

Solche thematischen Felder können auch Grundlage für die Auflösung von Mehrdeutigkeiten sein:

*Ohne Leiter ist das Kirschenpflücken schwierig;
Ohne Leiter ist die Gruppenarbeit schwierig;*

Leiter ist ein mehrdeutiger Begriff, und die jeweils *eine* Bedeutung kann dann mit Bezug auf das thematische Feld *eindeutig* bestimmt werden. Im einen Fall ist Leiter ein Gerät mit bestimmten Eigenschaften und Funktionen (mit Sprossen, aus Holz oder Stahl, zum Anstellen an Bäume und Wände etc.), zum anderen bezeichnet es den Gruppenleiter mit seinen Funktionen (wie Aufgaben-, Ressourcenverteilung, Schaffung einer Atmosphäre etc.).

Thematische Felder entsprechen im aktuellen Forschungs- und Diskussionsstand den Schemata (Mandl, Friedrich & Hron 1988). Schema ist die Sammelbezeichnung für mehrere Arten kognitiver und auch verhaltensmäßiger Strukturen, die sich aufgrund von Regelmäßigkeiten unserer Umwelt in unserem Gedächtnis herausgebildet haben. Sie umfassen so verschiedene Sachverhalte wie Konzepte, Prototypen, soziale Rollen und Stereotype, soziale Ereignisse, aber auch die Vorstellung von uns selbst und die Kompetenz zum Radfahren, also auch Bestände des prozeduralen Gedächtnisses. In der Literatur zählt man weiter dazu: Skripte, Frames, manchmal auch mentale Modelle. Ihnen werden wichtige Funktionen im psychischen Geschehen zugeschrieben.

„Ein Schema hat bei der Enkodierung neuerer Informationen die Funktion eines Rahmens, in den das neu erworbene Wissen integriert werden kann. Dadurch wird die neue Information (1) besser verstanden und (2) auch besser behalten“ (Mandl, Friedrich & Hron 1988, 132).

Allgemein wird von einer Netzwerk-Struktur solcher Gedächtnisbestände ausgegangen (Chi, Glaser & Rees 1982; Goschke 2002, 282f; Schermer 2006), und die plausibelste Annahme besteht darin, dass durch eine Komponente ein ganzes Netzwerk erzeugt wird, wobei Plausibilitätskriterien anlegt werden, die bestimmen, ob diese Struktur den Bedingungen für das Einpassen genügt oder ob auf eine alternative Struktur zurückgegriffen werden muss. In der experimentellen Forschung spielte eine große Rolle, dass diese Strukturen durch Priming vorak-

er Kohärenz; ein weiteres Kriterium ist Relevanz. Es entscheidet darüber, was von den mitgedachten Gegebenheiten zum Thema gehört oder nicht, sich aber im Bewusstseinsfeld befindet. Die Kohärenz wird in unserer eigenen Analyse ebenfalls betont. Interessant ist zusätzlich, dass das thematische Feld keine Grenzen hat, dagegen das Thema. Eine solche phänomenologische Analyse thematisiert selten oder nicht, dass im Erleben natürlich auch Gedächtnisbestände hineinspielen, denn das „Vergangene ist selbst wieder im Jetzt“ (1929, 300). Hier liegen die größten Unterschiede zu unserer Auffassung: Thematische Felder und die in der Literatur diskutierten Schemata sind meist als Gedächtnisstrukturen aufzufassen.

tiviert und damit zugänglicher gemacht werden können (beispielhaft Aronson, Wilson & Akert 2004, 66f.).

Eine wichtige Funktion besteht dann darin, Kognitionen zu ergänzen, die in der Ursprungsvorlage nicht enthalten sein müssen:

Georg ließ das Steak zurückgehen;

Hierbei dürfte jedem Leser klar sein, dass das Bezugsschema der *Restaurantbesuch* ist, und dass das Steak möglicherweise nicht angemessen zubereitet war. Außerdem können viele weitere Situationskomponenten aktiviert werden, die zu einem Restaurant bzw. zu einem Restaurantbesuch gehören, z.B. Tische, Stühle, Kellner, Getränke; auch: Platz suchen, Speisekarte studieren, Bestellen etc.

Eine besondere Variante komplexer Orientierungshilfen, die auch den thematischen Feldern zugeordnet werden können, dürften Landkarten, Verlaufspläne, Schemazeichnungen, aber auch geografische Abbilder (z.B. Luftbildaufnahmen) und Spielfeldsituationen sein. Sie dienen üblicherweise der aktuellen Orientierung und Lokalisation, werden unmittelbar wahrgenommen und müssen also nicht auf Gedächtnisbestände zurückgreifen. Sie werden möglicherweise deswegen nicht in der Schemaforschung erwähnt. Sie basieren oft auch auf Dimensionen etwa im Sinne von Ortskoordinaten, haben aber mit den Schemata die komplexe, heterogene Struktur gemein, was besonders deutlich wird, wenn man von Spielsituationen spricht. Sie können (wie die Schemata) Gedächtnisbestände darstellen, aktuelle Vorlagen basieren aber auf unmittelbarer Wahrnehmung (wie etwa Landkarten) und führen gegebenenfalls zu Handlungen (wie bei Spielfeldern).

Die Dame ist gefährdet;

Die Spielsituation wird bald zu schachmatt führen;

Eine solche komplexe Struktur dürfte auch bei Bezugnahmen auf geografische Karten und andere Arten von Plänen vorliegen.

Er orientierte sich im Stadtplan an der U-Bahn-Station (und fuhr mit dem Finger die Querstraße entlang);

Als er mit dem Bau der Maschine nicht mehr weiter wusste, nahm er den Schaltplan zur Hand;

Ein interessantes Beispiel geht auf Tholey zurück:

„Ein- und dieselbe Verhaltensweise eines Fußballspielers kann folgendermaßen erlebt werden: Er läuft nach links (Bezug auf das Körper-Ich), er dringt in den Strafraum ein (Bezug auf des Spielfeld), er läuft in eine sogenannte Gasse (Bezug auf die Spielsituation) und er gerät in eine Abseitsposition (gleichzeitiger Bezug auf die Spielsituation und auf das Spielfeld) (Tholey 1987, 5).“

Die gedächtnismäßig repräsentierten heterogenen Felder haben mit den dimensional Bezugssystemen gemein, dass der eingebundene Sachverhalt einseitig begrenzt ist, denn diese Gedächtnispakete (auch die aktuellen Vorlagen) werden auch dann existieren oder können erzeugt werden, wenn kein aktueller Sachverhalt in sie eingebunden wird. Es fällt aber schwer, sie als Ganze aufzufassen: Sie sind heterogen besetzt, weisen eine komplexe Struktur im Sinne eines Musters auf, und haben wohl oft keine klaren Grenzen.

Die oben behandelten dimensional Systeme wirken funktionell, indem sie die phänomenalen Ausprägungen von Eigenschaften der Sachverhalte beeinflussen, während die thematischen Felder in erster Linie die Bedeutung von Sachverhalten durch Verankerung in ihrem Netzwerk nahelegen. Wenngleich die Felder bewusst gemacht werden können, dann also Phänomencharakter haben, wirken sie häufig lediglich funktionell, also implizit oder unbewusst, und haben dann mit den Bezugssystemen im engeren Sinn die Unscheinbarkeit gemeinsam. Um die Mehrdeutigkeit eines Begriffes auf die eine hier nun relevante Bedeutung festzulegen, wird es nicht nötig sein, sich der zugrundeliegenden kognitiven Strukturen bewusst zu werden. Zumindest kann von sehr flüchtigen Prozessen ausgegangen werden.

Diese Annahme wird noch durch die unzähligen experimentellen Untersuchungen gestützt, in denen z.T. unterschwellig, durch bestimmte Reize ein bestimmtes Schema voraktiviert wird. In der englischsprachigen Literatur spricht man von ‚Priming‘. Hierbei zeigt sich gewöhnlich, dass diese kognitiven Strukturen funktionelle Auswirkungen haben wie kürzere oder längere Antwortlatenzen oder bestimmte Verhaltensweisen, ohne dass sich die Personen der Ursachen bewusst werden. Es gab Serien von Untersuchungen nach folgendem Muster: Vpn hatten zunächst eine Aufgabe zu bewältigen, bei der bestimmte Eigenschaften vorkamen (z.B. Kreuzworträtsellösen oder Sätze bilden). Anschließend wurden sie gebeten, sich auch noch an einem anderen Versuch zu einer anderen Thematik bei einem anderen Versuchsleiter zu beteiligen. In diesem zweiten Versuch spielten dann die Eigenschaften in der verbalen Aufgabe eine Rolle, von denen angenommen werden konnte, dass sie ein bestimmtes Schema, oft ein Stereotyp, zu aktivieren in der Lage waren. In einem nun schon klassischen Versuch von Bargh, Chen & Burrows (1996) wurden Eigenschaften wie *einsam*, *zurückgezogen*, *grau*, *Bingo*, *besorgt* in der einen Bedingung, in der anderen neutrale Attribute wie *durstig*, *sauber*, *privat* verwendet. Hier war die Annahme, dass auf unauffällige Weise das Stereotyp vom alten Menschen in der einen Bedingung voraktiviert wurde. Anschließend wurden die Vpn ohne Aufklärung über den wahren Versuchszweck verabschiedet und es wurde registriert, wie lange sie bis zu einer bestimmten Markierung im Flur benötigten. Wirklich zeigte sich, dass die Vpn, bei denen das Alten-Stereotyp voraktiviert worden war, langsamer gingen, also mehr Zeit für die Wegstrecke brauchten, als die Vpn aus der anderen

Bedingung mit den neutralen Eigenschaften. Wie in den meisten Versuchen wurde auch hierbei nachgefragt, ob der Versuchszweck durchschaut worden war, und dies wurde mehrheitlich verneint (vgl. Metz-Göckel, 2010 für weitere Informationen zur Thematik und Methodik). Es gab also guten Grund zu der Annahme, dass die Vpn sich des Alten-Stereotyps nicht bewusst wurden, es sich aber im Verhalten niederschlug.

4. Teil-Ganzes

Wertheimer (1933, vgl. Metzger 1975a, 87) hat bereits dargelegt, dass ein Inhalt, wenn er Teil eines Ganzen wird, (neue) Eigenschaften erhält, die er als Einzelinhalt nicht hatte. Der einzelne Ton innerhalb einer Melodie hat eine bestimmte Funktion und auch einen bestimmten Ausdruck, den er verliert, wenn er isoliert betrachtet wird. Teile erhalten also durch Bezug auf das Ganze ihren besonderen Charakter. Die folgende Zahlenbuchstabenkonstellation

A
12 13 14
C

veranschaulicht dieses wesentliche Prinzip der Teil-Ganzes-Dualität: die Ganzbedingtheit der Teile. Im Rahmen der vertikalen Reihe erhält das mittlere Zeichen den Charakter eines Buchstabens, in der horizontalen Reihe den einer Zahl. – Weitere Beispiele zum Teil-Ganzes-Problem:

*Nach neuer Mode hat der Anzug eine Weste;
Die lila Blüte ist der obere Teil der Staude;
Der Farbtupfer wirkt wie ein Auge auf dem Bild;
Die Frau stellt den kommunikativen Teil des Ehepaares dar;
Die Nase ist auffallend (in diesem Gesicht);*

Es ist nicht einfach, Aussagenbeispiele zu finden, in denen zweifelsfrei von einem Ganzen und seinen Teilen auszugehen ist. Die aufgeführten Beispiele wie Anzug, Pflanze, Bild, Ehepaar, Gesicht, Zahlenreihe dürften Beispiele für komplexe Ganze sein. Sie reichen vielleicht bereits aus, um den entscheidenden Unterschied zu den Bezügen anhand von dimensionalen Bezugssystemen und den heterogenen Feldern aufzuzeigen. Metzger (1975a) formuliert es folgendermaßen:

„Der (echte) Teil ist von den übrigen Teilen seines Ganzen so abgegrenzt, daß beiderseits der Grenze ‚etwas ist‘: Die Begrenzung ist zweiseitig. Dagegen ist die Grenze des Gegenstand in seinem Bezugssystem nur einseitig; sie begrenzt nur den Gegenstand, nicht aber das Gebiet, in dem er sich befindet“ (Metzger 1975a, 141).

Man könnte auch formulieren, dass anstelle des Teiles, der fehlt, eine Lücke entstünde. – Damit ist ein wichtiges Kriterium angeführt, das zu entscheiden helfen kann, ob es sich jeweils um ein echtes Ganzes handelt oder nicht. Die korrespondierenden Gedächtnisbestände, die nötig sind, um eine Lücke o.ä. zu identifizieren, sind dagegen generalisierte Ganze, die wiederum den Schemata zuzurechnen sind.

Die Grundgedanken können recht gut an einer privativen Zahlenreihe verdeutlicht werden:

12 13 15 16 17

Hier stellt sich sofort der Eindruck her, dass eine Zahl fehlt.

5. Figur-Grund

Die Figur-Grund-Differenzierung ist neben der Gruppierung und ihren Faktoren eine der wichtigsten Erkenntnisse der Gestalttheorie. In der Wahrnehmung gliedern sich Figuren, Dinge, Gegebenheiten aus und heben sich von einem Hintergrund ab. Viele der Forschungs- und Diskussionsbeiträge beziehen sich im Anschluss an die klassischen Studien von Rubin (1921) auf die Faktoren, die die Ausgliederung der Figur begünstigen. Diese sind Konvexität, Umschlossenheit, Symmetrie und geringe Größe (Wagemans, Elder, Kubovy, Palmer, Peterson, Singh & von der Heydt 2012). Außerdem wurden die besonderen Verhältnisse und Funktionen, in denen sich Figur und Grund unterscheiden, diskutiert. Die Figur wirkt gelegentlich gegenüber dem Grund als erhaben. Außerdem wirkt die Figur dinghafter und wird besser im Gedächtnis behalten. Damit hängt auch zusammen, was theoretisch von Bedeutung ist, nämlich die einseitige Begrenzung der Figur, d.h. nur die Figur hat Form, nicht der Hintergrund. Das zeigt sich nach Metzger (1975a, 142) in dem Eindruck, dass der Grund hinter der Figur weiterzugehen scheint. Deutlicher wird die einseitige Begrenzung beim Ding im Raum (oder Medium), wobei der Raum durch das Ding ‚hindurchgeht‘ und natürlich keine Begrenzung hat. Fehlen Ding und Figur, entsteht im Raum oder auf der Fläche kein Loch. Hintergrund oder Raum bzw. Medium sind auch meist athematisch.

Allerdings gibt es viele Belege dafür, dass dem Hintergrund gleichfalls eine Funktion zuzuweisen ist. Dabei zeigt sich, dass eine Figur ihren besonderen Charakter durch die Verankerungen in einem Grund hat, was bei der üblichen Darstellung in Lehrbüchern selten thematisiert wird. In wahrnehmungspsychologischen Abhandlungen werden aber gelegentlich Reizverhältnisse aufgeführt, bei denen offensichtlich ist, dass der Grund Einfluss auf die Wahrnehmung der Figur hat, z.B. sieht eine graue Figur auf dunklem Hintergrund heller aus als auf einem hellen, der sie dunkler erscheinen lässt. Die Farbe des Hintergrunds kann auch die Farbe der Figur beeinflussen: sie kann im grünen Umfeld rötlich,

im gelben bläulich aussehen. Kontrastkräfte vergrößern die Helligkeits- und Farbunterschiede zwischen Fläche und Figur, wenn die Figur genügend abgesetzt ist (Metzger 1975b, 287f.). Es können auch leichte Formveränderungen beobachtet werden. So können die Seiten der Figur bei schraffiertem Hintergrund deformiert erscheinen (Metzger 1975b, 102). Beobachtungen aus dem Alltag weisen in die gleiche Richtung:

*Das Bild hat in der Galerie anders gewirkt als an der Wohnzimmerwand;
Auf der grünen Wand wirkt das Bild eindringlicher;*

Man kann schlussfolgern, dass die perzeptiven Bezugssysteme, also Hintergründe, sich bei gleicher retinaler Reizung auf Farbe und möglicherweise auch Größe und andere Sehweisen (z.B. auch Durchsichtigkeit) auswirken. Wir haben aber kein Beispiel dafür gefunden, dass der Inhalt oder die Bedeutung („meaning“ im Sinne von Pinna, 2010) verändert wäre. Selbstverständlich gehen Figur-Grund-Reversionen, die bei bestimmten Vorlagen (beginnend mit Beispielen aus Rubin, 1921) leicht auftreten, mit Änderungen der Bedeutung einher (etwa Kelch à Gesichter und umgekehrt). Bei der einzelnen möglichen Fassung handelt es sich aber jeweils um eine eigene Figur-Grund-Konstellation.

Bischof (2008) weist auf einen Sachverhalt hin, zu dem die folgende Aussage passt: *Er war trüber Stimmung und alles färbte sich ins Negative*. Seiner Meinung nach ist der Hintergrund zwar oft unscheinbar, aber er ist es, der den Figuren überhaupt ihre Eindrucksqualitäten zuweist. „Hintergründe sind prototypische Bezugssysteme“ (Bischof 2008, 389). Er postuliert, dass dieser Grundgedanke auch auf komplexere psychische Bedingungen anwendbar sei. Wir sind zwar mit Rausch (1966, 898) der Meinung, dass der Hintergrund kein Bezugssystem im engeren Sinn darstellt. Hier liegen aber möglicherweise doch Bedingungen vor, die eine solche Redeweise erlauben. Wenn man ein Hintergrund-Ich annimmt, das aus den Antrieben und Stimmungen gespeist ist, so könnten Wahrnehmungen der Welt von diesem Hintergrund beeinflusst sein.

„Die Antriebe interpretieren und kommentieren die sensorischen Eindrücke für den Coping-Apparat (Coping steht hier für Bewältigung oder Verhalten allgemein, Anmerkung MG); ihre Detektoren fahnden im Reizmaterial nach Spuren des für sie Relevanten, und all das versetzt das Hintergrund-Ich in eine Stimmung, die die ganze Erlebnisswelt erfüllt und als Bezugssystem den Objekten ihre Anmutungsqualitäten zuweist“ (Bischof 2008, 391f).

Diese Prozesse erfolgen aus kritisch-realistischer Sicht unmittelbar und bedürfen keiner Zusatzannahmen, wie etwa der einer Projektion. Bischof erwähnt Lewin, dessen Beobachtung zu diesen Annahmen passt: die Wahrnehmung eines Spielzeugs bei einem einjährigen Kind kann unterschiedliches Verhalten auslösen, je nachdem ob die Mutter anwesend ist oder nicht (Bischof 2008, 390). Auch der Begriff der Valenz bei Lewin drückt ja nichts anderes aus als die

„Anmutungsqualität“, die ein Individuum zu Annäherung oder Vermeidung o.ä. veranlasst.

Stimmungen sind nach Bischof von Antrieben gespeist. Es erhebt sich die Frage, ob sich in der reichhaltigen Forschung zur Auswirkung von Stimmungen deren Hintergrundwirkung auf psychische Sachverhalte belegen lässt. Direkte Belege über die Auswirkungen auf Wahrnehmungen sind selten, meist werden sie an Bewertungen festgemacht, wie in der Studie von Strack, Martin & Stepper (1988). Im Rahmen von Untersuchungen der ‚facial feedback‘-Theorie gingen sie von der Annahme aus, dass sich durch Gesichtsmuskelaktivierungen affektive Zustände induzieren lassen. Sie nutzten dazu eine für die Vpn nicht durchschaubare Prozedur (mit einer glaubhaften Cover-Story). Diese mussten einen Stift zwischen Zähnen oder Lippen halten, wodurch die Muskeln aktiviert wurden, die normalerweise ein Lächeln hervorrufen oder hemmen. Es zeigte sich wirklich, dass Cartoons in der entsprechenden Bedingung als witziger eingestuft wurden als in der hemmenden und in einer Kontrollbedingung.

Die Befunde von Bower (1987) zum Stimmungskongruenz-Effekt kann man auch im Sinne einer Hintergrundwirkung von Stimmungen interpretieren. Dieser Effekt tritt auf, wenn Menschen selektiv für Informationen empfänglich sind, die zu ihrer gegenwärtigen Stimmung passen.

„... (Second was) mood-congruity, which means that stimuli whose affective significance matches the person's emotional state will provoke greater attention, faster perception, and more elaborate processing...“ (Bower 1987, 444).

Auch gibt es viele Hinweise, dass Stimmungen bestimmte Einschätzungen beeinflussen können. Weiters gibt es eher anekdotische Berichte darüber, dass bestimmte Erwartungen bei mehrdeutigen Reizkonstellationen (z.B. Schwiegermutter-Braut-Vorlage) die jeweils entsprechende Version favorisieren. Die zuletzt durch Bischof (2008) postulierte Form einer Bezugnahme auf den Grund geht natürlich über die einfachen Lehrbuchbeispiele der Hintergrundwirkung auf eine Figur hinaus. Diese Systemvariante ist psychologisch weniger leicht zu beschreiben als etwa die Auswirkungen der thematischen heterogenen Felder. Der Feldansatz dürfte dabei aber ebenfalls nützlich sein, wobei weniger die inhaltlichen Verknüpfungen eine Rolle spielen als diejenigen, die Antriebe und Emotionen zur Basis haben. Es sollten auch andere Feldbedingungen wie etwa Stimmung, Spannung, Offenheit o.ä. relevant sein, deren Auswirkungen auch andere sind.

Thematische Felder bestehen in der Hauptsache aus Inhalten und deren Verknüpfungen. Ein Sachverhalt, der eingebunden wird, erhält eine inhaltliche Bedeutung. Die bei der Figur-Grund-Dualität als Hintergründe angenommenen Felder bestimmen bei den perzeptiven Figur-Grund-Verhältnissen Größe, Farbe, Helligkeit, aber fast nie auch den Inhalt der Figur. Selbst in diesem einfachen

Fall induziert eine Hintergrundänderung keinen neuen Inhalt, sondern nur eine Änderung von Wahrnehmungsmerkmalen des Sehding. So wie im einfachen Fall die Figur erhaben und eindringlich wirkt, erhält sie bei Ich-Bezug eine bestimmte Anmutung oder Qualität. Die Form (shape) und damit der Inhalt („meaning“ im Sinne von Pinna, 2010), die die Grundlage für Bezeichnung oder Benennung darstellen, sind dabei nicht tangiert. Im einfachen und auch im komplexen Fall bestimmen die Hintergründe also eher die Qualitäten der Figur, und nicht oder weniger die Inhalte.

Diskussion

<i>Bezugssachverhalt ,relatum‘</i>	<i>Thematisches Objekt ,referent‘</i>	<i>Prozess/Ergebnis</i>	<i>Besonderheit</i>
Bezugsobjekt, Bezugssachverhalt = Bezugsdual	Sachverhalt, Objekt	Vergleich, Lokalisation	Psychologische Faktoren bestimmen die Funktionszuweisung von Objekt und Bezugssachverhalt
Dimensionale Bezugssysteme			
Unscheinbare Dimensionen	Attribut eines Sachverhalts	Verankerung, Maß, Ausprägung, Lokalisation	Einseitige Begrenzung des beurteilten Objekts*; System ist kein Phänomen; nur funktionelle Auswirkungen
Thematische Dimensionen	„	„	Einseitige Begrenzung des beurteilten Objekts; System ist Phänomen; funktionelle Auswirkungen
Thematisches Feld Schemata, Pläne, Spielfelder	Sachverhalt - Objekt	Einordnung, Bedeutung	Einseitige Begrenzung des einbezogenen Objekts*; Feld ist potentiell phänomenal; meist nur funktionelle Auswirkungen
Ganzes	Teil	Ganzbedingter Charakter des Teils	Zweiseitige Begrenzung des Teils** - Ganzes und Teil sind Phänomene
Grund	Figur	Grundbedingter Charakter von Wahrnehmungen: Qualitäten, Anmutungen	Einseitige Begrenzung der Figur* - Figur und Grund sind Phänomene
			*Bei Fehlen des Objekts entsteht keine Lücke **Bei Fehlen des Teils entsteht eine Lücke

Tab. 1 Bezugsformen und Besonderheiten

Wie gezeigt, gibt es sehr verschiedene Formen von Bezügen, die sich psychologisch charakterisieren und voneinander abheben lassen (s. Tab. 1). Neu dürfte das Gewicht sein, das wir den thematischen Feldern zusprechen. Die Tabelle enthält eine weitere wichtige Differenzierung, nämlich die Unterscheidung zwischen Phänomenen und funktionell wirksamen psychischen Gegebenheiten, wie sie Rausch (1966, 897) hervorgehoben hat. Es gibt Bezugssachverhalte – auf die also Bezug genommen wird –, die lediglich (oder vordringlich) funktionell wirken und andere, die Phänomencharakter haben. Dimensionale Bezugssysteme und thematische Felder wirken in der Hauptsache funktionell, sie können, müssen aber nicht, bewusst werden. Dagegen sind Ganze und Hintergründe, ebenso wie die Bezugsgegebenheit beim Bezugs-Dual Phänomene.

Wie ein Überblick über die Tabelle zeigt, gibt es keine plausiblen Gründe, die Bezugsgegebenheiten auf ein Prinzip zu reduzieren. So mag man bei Bezugnahmen im Bereich der heterogenen Felder, der Figur-Grund-Unterscheidung und der Teil-Ganzes-Beziehung gewisse Ähnlichkeiten erkennen, indem etwas auf dem Hintergrund von etwas anderem gesehen wird und dadurch seinen besonderen Charakter erhält, z.T. gilt das ja auch für die Heranziehung dimensionaler Bezugssysteme. Beim Bezugsdual ist eine solche Ähnlichkeit nun schon gar nicht mehr zu sehen. Wir meinen aber gezeigt zu haben, dass es besser ist, die vorkommenden Bezugsformen zu differenzieren.

Diese Darlegungen waren dadurch motiviert, dass eine solche Zusammenstellung bisher anscheinend noch nicht vorliegt und dass häufig die Formen vermengt oder reduziert werden. Dies gilt für einige Nachbarwissenschaften, die psychologische Erkenntnisse für ihre Analysen heranziehen und auf ihre Gegenstände anwenden (z.B. Talmy 1978).

B. Anwendungen: Kultur und Sprache

Nach den grundlegenden Erörterungen sollen einige ihrer Anwendungen behandelt werden. Stets soll es um Fälle gehen, in denen ein Sachverhalt durch Bezug auf einen anderen seinen besonderen Charakter erhält.

1. Kultur

Im Folgenden wollen wir die Bezugsphänomene auf dem Hintergrund der Diskussion um den komplexen Begriff der Kultur untersuchen. Kultur wird als die „Gesamtheit geistiger, künstlerischer und humanitärer Errungenschaften sowie die alltagskulturelle Praxis einer ethnisch, geografisch und/oder historisch abgrenzbaren menschlichen Gemeinschaft“ aufgefasst (www.psychology48.com). Problematisch ist dabei, wie eng oder weit der Kulturbegriff zu sehen ist, und ob er sich nicht nach Subkulturen oder Milieus weiter ausdifferenzieren lässt. Kulturpsychologie und auch kulturvergleichende Psychologie fragt dann, in wel-

chem Ausmaß individuelles Fühlen, Denken, Wollen und Handeln kulturell determiniert oder beeinflusst sind. Kultur wird dann zu einer globalen situativen Variablen. Verhaltensmaße und Einstellungen von Mitgliedern werden dabei zur Charakterisierung der Kultur herangezogen, wie z.B. bei der Unterscheidung zwischen kollektivistischen und individualistischen Kulturen. Eine häufige Forschungsstrategie besteht in Untersuchungen des kulturellen Einflusses auf ein individuelles Merkmal anhand eines Experiments oder Quasi-Experiments, also durch Vergleiche zwischen Stichproben aus verschiedenen Kulturen. Dabei ergeben sich vielfältige inhaltliche und methodische Probleme (Vijver & Leung 1996). Dennoch wurden viele solcher vergleichender Untersuchungen (z.B. Hofstede 1983) durchgeführt und berichtet. Neuere Ansätze bieten aber angemessenere theoretische Grundlagen, die die individuellen Prozesse als Gesamtes in den Blick nehmen und Beziehung zum hier behandelten Thema haben.

Das ist zunächst einmal der Begriff der ‚subjektiven Kultur‘, den Triandis (z.B. 1994) eingeführt hat. Ihre Untersuchung umfasst Fragestellungen, wie Personen ihre Erfahrungen kategorisieren, welche Vorstellungen sie vom richtigem Verhalten haben, wie sie andere Personen und Gruppen wahrnehmen, und welche Wertorientierungen sie hegen. Triandis sagt auch, dass diese Kategorisierungen, Assoziationen und Überzeugungen jeweils kohärente Strukturen mit ihrer eigenen internen Logik darstellen (ebd.).

Noch aufschlussreicher und weiter ausdifferenziert ist der Begriff der ‚Idiokultur‘ bei Bonacchi (2011). Bei der von ihr vertretenen anthropozentrischen Betrachtungsweise tritt anstelle von Kultur als selbständigem System der Mensch mit einer bestimmten Menge an Eigenschaften, die als kulturelle Eigenschaften bezeichnet werden, und diese Eigenschaften bestehen in Fähigkeiten, „kulturelle Äußerungen hervorzubringen sowie zu deuten und entsprechend zu handeln“ (Bonacchi 2011, 13).

Damit wird ein globaler, schwer zu fassender Kulturbegriff auf Eigenschaften des konkreten Menschen bezogen, was Forschung und Diskussion erheblich erleichtert. Diese Teilmenge an individuellen Eigenschaften wird als Idiokultur bezeichnet, und die Schnittmenge der Idiokulturen mehrerer Individuen, die eine Gemeinschaft bilden, werden dann Polykulturen genannt. Die erwähnten kulturellen Fähigkeiten (bestimmen)

„...sowohl das geistige als auch das körperliche Verhalten und Tun der Menschen (ihr Denken, ihre Arbeit, ihre Einstellung zu sich selbst und zu ihrer Umgebung) ... und (sind) selbst als Ergebnis früherer menschlicher Aktivitäten geschaffen worden“ (Bonacchi 2011, 62).

Der Autorin zufolge sind die zugrundeliegenden kognitiven Strukturen den Schemata zuzurechnen, die sie auch noch weiter differenziert: zielbezogene, themenbezogene, rollenbezogene, verfahrensbezogene etc. Schemata (Bonacchi

2011, 62). Sie haben die oben genannten Bezugsfunktionen: Verstehen, Bedeutung Zuweisen, (angemessenes) Handeln, besseres Behalten. Natürlich sind sie – wie alle Schemata – im Sinne der Akkommodation auch in Abhängigkeit von neuen Erfahrungen veränderbar. Bonacchi (2013) hat die Grundgedanken auf das Thema Höflichkeit – Unhöflichkeit angewandt. Sprachliche Ausdrücke werden auf dem Hintergrund von Denk- und Verhaltensschemata als höflich oder unhöflich wahrgenommen. Sie basieren auf Kulturstandards, die auf in einer Gruppe etabliertes kulturelles Wissen zurückgehen. Sie erlauben uns auch Urteile, ob Verhaltensabläufe als normal (also erwartungskonform) oder untypisch und irritierend (erwartungswidrig) angesehen werden. Dabei handelt es sich dann um polykulturell etablierte Denk-, Wert- und Handlungsschemata, wenn jedes Mitglied dieser Gruppe sie mehr oder weniger in Form von polykulturellen Wissensbeständen internalisiert hat (Bonacchi 2013, 76). Höfliches und unhöfliches Verhalten ist stets ein Interaktionsphänomen, und dieses orientiert sich an der diskursiven Praxis, die sich in unserer Kommunikationsgemeinschaft durchgesetzt hat. Höflichkeit kann als die Gesamtheit der kommunikativen Strategien aufgefasst werden, die die Erhaltung des „rituellen Gleichgewichts“ zwischen Interaktanten (sensu Goffman 1986) ermöglichen, Unhöflichkeit als die Gesamtheit der kommunikativen Strategien, die dieses „rituelle Gleichgewicht“ beeinträchtigen (Bonacchi 2013, 99f.). In manchen Fällen ist das Ausbrechen aus solchen Verhaltensregeln eine absichtliche Operation (Unhöflichkeit), die ihrerseits bestimmte Ziele verfolgt. Natürlich ist sprachliche (Un)Höflichkeit ein komplexes Phänomen, zu dessen Aufklärung die Autorin noch weitere theoretische Ansätze heranzieht. Es zeigt sich aber, dass schematheoretische Ableitungen einen hohen heuristischen Wert zur Beschreibung der entsprechenden Prozesse haben.

2. Sprache

Im Bereich der Sprache spielen Bezugsphänomene in vielfältiger Weise eine Rolle. Auch hier wollen wir uns auf diejenigen Gegebenheiten konzentrieren, in denen ein Sachverhalt durch Bezug auf einen anderen seine besonderen Charakteristika erhält. Der Forschung und Diskussion verschiedener Bezugsformen im Bereich der Sprache liegt die Annahme zugrunde, dass es eine Parallelität zwischen Denken und Sprache geben sollte, dass nämlich Sprache konzeptuelle kognitive Strukturen reflektiert (vgl. Thiering 2011, 246). Dies entspricht einer gemilderten Variante der Sapir-Whorf-These, die besagt, dass Sprache unser Denken mitbestimmt.

Sprachlicher Ausdruck von Ausprägungen

Bock (1991) geht von der Beobachtung aus, dass Verankerungen in dimensionalen Bezugssystemen eine Bedeutung und einen sprachlichen Ausdruck haben.

Dies gilt auch bei Unscheinbarkeit dieser Systeme, wenn also der Bezug auf sie nicht unmittelbar erkennbar ist.

Es finden sich Bezugnahmen in Vergleichsurteilen wie Komparativ und Superlativ. Bei ‚Superlativen‘ werden die Vergleichsgrundlagen in aller Regel nicht eigens expliziert, sie werden verbal verschluckt, trotzdem bereitet uns ein Verstehen entsprechender Aussagen keine Mühe: ‚*Der wichtigste Film*‘, bemerkt der Kritiker, ‚*der intelligenteste Schüler*‘, lobt der Lehrer; ‚*das beste Waschmittel*‘, behauptet die Werbung“ (Bock 1991, 256).

Wenn solche oft verkürzte Aussagen nicht ausreichen, haben wir die Möglichkeit nachzufragen: ‚*Besser, in Bezug auf was?*‘ Oder ‚*aggressiver, im Vergleich wozu?*‘ Auch Absoluturteile kommen in sprachlicher Form daher: ‚*Das Kind ist intelligent; es ist kalt etc.*‘, bei denen (s.o.) ein Vergleichssystem im Spiel ist, ohne dass wir uns dessen bewusst werden müssen. Habensack (1985) weist darauf hin, dass solche Absolutaussagen außergewöhnlich häufig in unseren Kommunikationen, auch den Massenmedien, vorkommen.

„Es gibt kaum einen geschriebenen oder gesprochenen Satz, der nicht wenigstens ein solches Urteil enthielte. Der Wetterbericht spricht von einer ‚umfangreichen‘ Tiefdruckzone, in den Börsennachrichten ist von ‚schwacher‘ Kreditnachfrage der ‚mittleren‘ und ‚kleinen‘ Unternehmen die Rede, im Anzeigenteil der Zeitung wird ein ‚gut‘ erhaltenes, ‚wenig gelaufenes‘ Auto ‚preisgünstig‘ angeboten usw.“ (Habensack 1985, 1).

Interessant ist die Beobachtung von Bock (1991), dass divergierende Bezugspunkte oder auch der Wechsel zwischen Teilsystemen zu einem ausgeprägten Bedeutungserleben führen können. Wenn wir etwa feststellen: *In der Kirche ist es aber ungewöhnlich kühl*. Oder wenn wir uns an eine angenehme Zimmertemperatur gewöhnt haben und im Winter vor die Tür treten, möge es vorkommen, dass wir sagen: *Es ist eiskalt draußen*.

Figur-Grund als Kognitiv-Semantische Kategorien

Grundgedanke ist hier, dass Figur-Grund-Verhältnisse auch in sprachlichen Äußerungen eine Rolle spielen, dass also die Figur-Grund-Dualität eine kognitiv-semantische Kategorie darstellt (Talmy 1978, 2000; vgl. Thiering 2011).

Die Diskussion wurde insbesondere durch Talmy (1978) angestoßen, der sich dabei meist auf räumliche Lokalisationen bezieht: Das zu lokalisierende Objekt (Referent) stellt meist die Figur, der Bezugssachverhalt (Relatum) den Grund dar. Talmy (2000, 315f) differenziert Figur und Grund anhand einer Reihe von Merkmalen: Die Figur ist (im Vergleich zum Grund) beweglicher, kleiner, geometrisch einfacher, erst jüngst aufgetreten oder noch im Bewusstsein, bedeutender, salienter und abhängiger. Der Grund ist (im Vergleich zur Figur) überdauernder, größer, geometrisch komplexer, vertrauter und eher zu erwarten, von ge-

ringerer Relevanz, unmittelbarer, unabhängiger. Einige der im Zusammenhang mit seiner Differenzierung besprochenen Sätze sind (1) *The bike is near the house* oder (2) *The TV antenna (F) was above the house (G)* oder (3) *Der Stift lag auf dem Tisch* und (4) *Der Stift fiel vom Tisch*. In diesen Beispielen sind *Fahrrad*, *Antenne* und *Stift* Figur, *Haus* und *Tisch* sind Grund (Talmy 2000, 311). Hier stellen sich bei Gestalttheoretikern Bedenken ein, ob wirklich Figur und Grund im klassischen Sinne vorliegen. Figur mag jedes thematische Objekt sein, Hintergrund sollte aber eine durchgehende Fläche oder ein Medium sein, auf der bzw. in dem sich die Figur befindet, oder von denen die Figur umschlossen wird. Für Tisch oder die Tischplatte mag das noch gelten, aber weniger gut im ersten und zweiten Satz bei Relationen wie ‚neben‘ oder ‚über – unter‘. Die von Talmy differenzierten Eigenschaften für Figur und für Grund sind dagegen mit klassischen Annahmen durchaus in Einklang.

Dass der Autor hier aber nur eine ungenaue Analogie vornimmt, sieht er selber. Allerdings betont er, dass *bike* und *house* (in den Beispielen) den eben angeführten Kriterien für Figur und Grund entsprechen, so dass diese Redeweise durchaus angebracht sei.

Trotz dieser begrifflichen Ungenauigkeiten sind Talmy's Analysen dennoch interessant und haben die Diskussion angeregt. Wir führen einige weitere Erkenntnisse auf diesem Hintergrund an. Das ist insbesondere die funktionale Asymmetrie von Figur und Grund bzw. von Referent und Relatum. So könnte man ursprünglich erwarten, dass die beiden Aussagen *The bike is near the house* und *The house is near the bike* synonym sind, indem sie nur die inversen Formen einer symmetrischen Relation darstellen. Das ist offensichtlich nicht der Fall, der zweite Satz wirkt unnatürlich.

Talmy (2000) wendet das Begriffsdual ‚Figur-Grund‘ auf weitere Bezugsformen an: Solche, die die Tiefen/Höhenrelation (über / unter), Ähnlichkeit, zeitliche Verläufe (vor / nach), zeitlichen Einschluss (während) etc. betreffen. Stets erhebt sich die Frage nach der Asymmetrie von Objekt und Bezugssachverhalt, also Figur und Grund in seiner Sprache, wobei die unterschiedlichen Charakteristika von Figur und Grund, die er eingeführt hat, hilfreich sein können. Ein Beleg für diese Asymmetrie ist stets die Frage, ob sich die sprachlich ausgedrückte Figur-Grund-Relation umkehren lässt, ohne dass dabei eine inhaltlich andere Aussage resultiert. Letzteres ist ja oft der Fall. Zusätzlich formuliert er eine Reihe von Prinzipien, die geeignet sind, die Bezugsrichtung zu determinieren. Z.B. das Sequenzprinzip: Bei zwei aufeinanderfolgenden Ereignissen wird das zweite Referent oder Figur, das erste Bezugspunkt oder Grund. Oder das Kausalitätsprinzip: das verursachende Ereignis wird Grund, das resultierende Figur, oder das Inklusionsprinzip: das zeitlich länger dauernde Ereignis wird Grund, das umschlossene Figur.

Außerdem hebt Talmy hervor, dass bei Dreifachbezügen, z.B. *The ball rolled past the lamp* zusätzlich ein Grund ins Spiel kommt, nämlich die Umgebung, in der die Lampe steht und auf der der Ball rollt. Allerdings hält er bei diesem Beispiel auch die Auffassung für möglich, dass ‚Ball-Rollen-Lampe‘ als ein Ereignis – und damit eine Figur – aufgefasst werden kann, das sich auf dem Boden (Grund) abspielt (ähnlich Talmy, 2000, 335).

Trotz der etwas großzügigen Verwendung der beiden Hauptbegriffe sind die Folgerungen von Talmy insgesamt schlüssig und aus psycholinguistischer Sicht wohl auch fruchtbar.

Exkurs: Faktoren der Rollenzuweisung von Objekt und Bezugssachverhalt

Wir haben gesehen, dass bei Talmy die Frage nach der Asymmetrie von Figur und Grund bzw. von Referent und Relatum eine zentrale Rolle spielt. Mit den Faktoren, die die Bezugsrichtung bestimmen, haben sich Herrmann & Grabowski (1994) ebenfalls auseinandergesetzt. Sie gehen von zwei Objekten aus und überlegen, welches von beiden das thematische oder intendierte Objekt wird und welches das Relatum.

Einschluss:

„Objekte, die von anderen eingeschlossen oder umgeben sind, werden unter sonst gleichen Bedingungen bevorzugt zum intendierten Objekt, die einschließenden oder umgebenden Objekte werden bevorzugt zum Relatum. Die einschließenden oder umgebenden Objekte werden so aufgefasst, dass sie hinter den von ihnen eingeschlossenen bzw. umgebenen Objekten, soweit sie durch diese verdeckt werden, sozusagen ‚hindurchgehen‘. Anders gesagt: Das umgebene Objekt scheint keine Lücke oder kein Loch im umgebenden zu füllen“ (Herrmann & Grabowski 1994, 119).

Mit Bezug auf Metzger (1975, hier: 1954) wird das umgebene Objekt Figur, das umgebende Grund und damit zum Relatum.

Beweglichkeit: Wenn von zwei Objekten das eine beweglich, das andere aber nicht beweglich ist, so wird das bewegliche oder bewegbare zum intendierten Objekt, das nichtbewegliche zum Relatum. „Man sagt eher: ‚Das Pferd steht rechts vom Pflock‘. Man sagt kaum: ‚Der Pflock steht links vom Pferd‘“ (Herrmann & Grabowski 1994, 120).

Kleinheit: Ist eines von zwei Objekten kleiner, so wird das kleinere thematisch und das größere Relatum.

Salienz: Ist eines von zwei Objekten auffälliger, komplexer, neuartiger, unerwarteter oder allgemein das die Aufmerksamkeit auf sich ziehende, so wird dieses zum intendierten Objekt, das andere zum Relatum. „Unter bestimmten situativen Bedingungen sagt man: ‚Rechts von unserem Picknickkorb liegt eine Schlange‘. Man sagt dann nicht: ‚Links von einer Schlange steht unser Picknickkorb‘“

(Herrmann & Grabowski 1994, 120). Hier wären die o.g. Ergebnisse von Rosch (1975a) einzuordnen, dass Prototypen Bezugs- und Ankerpunkte für Nachbarphänomene werden. Prototypen sind besonders hervorgehobene, also saliente, Kategorienvertreter.

Die Übereinstimmungen von Herrmann & Grabowski mit Talmy sind deutlich, allerdings haben diese Sprachforscher nur bei der ersten Faktorengruppe von Figur und Grund gesprochen, bei den anderen nicht. Dagegen wird das Sequenz- und das Kausalitätsprinzip bei ihnen nicht erwähnt.

Lokalisationen - Räumliche Beziehungen - Ein Betrachter; Sprachkulturunterschiede

Ein weiterer psycholinguistischer Forschungsstrang hat die Frage thematisiert, wie sich räumliche Relationen mittels Sprache ausdrücken. Die Figur-Grund-Metapher, die Talmy in den Mittelpunkt seiner Diskussion gestellt hat, spielt dabei keine Rolle mehr. Die Sprache ist ja darüber hinaus reich an Möglichkeiten, solche Relationen auszudrücken. Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass Sprache konzeptuelle kognitive Strukturen widerspiegelt. Solche Strukturen können in ‚image schemes‘ (Thiering 2011, 246) wie cognitive maps, frames, mental models, skripts bestehen. Levinson (2001, 566) spricht im gleichen Zusammenhang von ‚covariation between spatial language and cognition‘. Die Diskussion zu dieser Thematik geht stets davon aus, dass ein Betrachter eine Szene vor sich hat, in der ein Objekt (referent) anhand eines Bezugsobjektes (relatum) lokalisiert werden soll.

Dabei spielten drei Lokalisationsstrategien eine besondere Rolle, die auf jeweils verschiedenen Bezugsformen basieren. Wir verwenden auch hier die am häufigsten in der Literatur diskutierte Konstellation: Ein Betrachter, ein Stuhl und ein Ball (eine andere ist: Betrachter, Fahrrad, Haus oder Kirche). Ball (oder Fahrrad) ist dabei Referent, und soll also anhand der anderen Situationskomponenten lokalisiert werden.

(1) Intrinsische Lokalisation: *Der Ball liegt vor dem Stuhl*‘. Dabei wird eine Bezugsform angewandt, die von uns (siehe oben) als Bezugsdual bezeichnet wird. Der Ball wird lediglich in Bezug auf den Stuhl lokalisiert. Diese Bezugnahme basiert auf internen oder intrinsischen Merkmalen des Stuhls, was bedeutet, dass das Bezugsobjekt ‚Stuhl‘ Merkmale hat, aufgrund derer eine Vorder- und eine Rückseite erkannt werden kann. Beim Stuhl dürfte die Sitzfläche als Vorder- und die Lehne als Rückseite betrachtet werden. *Der Ball liegt vor dem Stuhl* bedeutet also, dass er an der Seite der offenen Sitzfläche des Stuhls liegt. Allerdings ist mit Levelt (1996) anzumerken, dass die Ausrichtung von Gegenständen eher eine Interpretation darstellt, ohne auf klaren visuellen oder anderen Kriterien zu beruhen. Die Vorderseiten von Schrank und Stuhl sind z.B. ganz verschieden.

Es werden eher funktionale Eigenschaften zugrunde gelegt, die sich aus unserer üblichen Verwendung der Objekte ergeben.

(2) Relative Lokalisation: *Der Ball liegt links vom Stuhl* meint, dass der Ball vom Betrachter aus gesehen links vom Stuhl liegt. Bezugsrahmen sind also die Körperkoordinaten des Betrachters. ‚Links‘ ergibt sich also vom Betrachter aus gesehen, der vor der Szene steht. Wenn eine Person dagegen auf den Stuhl als *relatum* fokussiert, wird ihr Blick nach rechts wandern müssen, um den Ball zu lokalisieren. ‚Links vom Stuhl‘ wäre bei intrinsischer Lokalisation auch noch nachvollziehbar, weil der Stuhl ja eine bestimmte Ausrichtung hat, allerdings wäre in diesem Fall die relative Lage des Balles vom Betrachter aus gesehen eine andere als vom Stuhl aus gesehen, dann läge sie nämlich ‚rechts‘ vom Stuhl. Intrinsische und relative Lokalisation können also bei bestimmten Konstellationen divergieren.

(3) Absolute Lokalisation: *Der Ball liegt nördlich vom Stuhl*. Hier erfolgt die Lokalisation im Hinblick auf die Himmelsrichtungen. (Bei diesem Beispiel scheint dieser Bezugsrahmen allerdings sehr unwahrscheinlich. Wenn es sich aber um etwa Gebäude in einer Stadt und deren Lage zueinander handelt, mag diese Art der Lokalisation durchaus vorkommen.) Sie ist demnach unabhängig vom Betrachter und auch unabhängig von intrinsischen Merkmalen eines möglichen Bezugsobjekts.

Die Beispiele wirken relativ schlicht. Die Klassifikation hat dennoch einen Wert, weil sich – wie wir gesehen haben – bei den unterschiedlichen Bezugsstrategien verschiedene Lokalisationen ergeben können. Interessanter ist dagegen ihre Anwendung in vergleichenden sprachkulturellen Studien. Hier erst wird deutlich, dass dann eventuell von einer Kovariation zwischen Sprache und Kognition gesprochen werden kann, wenn sich die Lokalisationsstrategien je nach dominantem Gebrauch über verschiedene Sprachen hinweg unterscheiden. Das ist der Fall, wie inzwischen viele empirische Untersuchungen zeigen. Nach umfangreichen Feldstudien bei mehr als 20 Völkern mit unterschiedlichen Sprachen kamen Levinson (u.a. 2001) und seine Forschergruppe (am Max Planck Institut für Psycholinguistik in Nijmegen) zu dem Ergebnis, dass es doch substantielle Unterschiede bei der Verwendung sprachlicher Parameter zur Beschreibung räumlicher Verhältnisse gibt. Berücksichtigt man in der Hauptsache die intrinsische, die relative und die absolute Lokalisation, so zeigt sich, dass nicht bei allen Sprachen alle drei Formen verwendet werden. Besonders interessant sind Unterschiede hinsichtlich der Verwendung der absoluten Lokalisation anhand der Himmelsrichtungen. Es gibt wohl einige Sprachen, in denen Lokalisationen vordringlich mit diesem Bezugsrahmen vorgenommen werden.

Neben Feldstudien, die auch Fragebögen und Videoclips (vgl. Thiering 2011) einsetzten, wurden auch experimentelle Untersuchungen mit Angehörigen verschiedener Sprachgruppen durchgeführt. In einer der von Levinson

(2001) berichteten Studien wurde Vpn eine Reihe von Spielzeugtieren vorgegeben mit der Bitte, sich die Anordnung einzuprägen. Diese Reihe konnte sowohl auf den Betrachter bezogen betrachtet werden, also von rechts nach links vom Betrachter aus gesehen, sie konnte aber natürlich auch anhand der Himmelsrichtung (in diesem Fall nach Norden angeordnet) gesehen werden. Nach kurzer Zwischenzeit wurden die Vpn zu einem anderen Tisch geführt, wobei sie sich um 180° drehten. Anschließend wurden sie aufgefordert, die gesehene Anordnung der Spielzeugtiere wieder herzustellen. Die Annahme war, dass Personen, deren Sprache ein absolutes Bezugssystem bereithält, dieses auch nach der Körperdrehung beibehalten würden, während Personen, deren Sprache ein relatives Bezugssystem favorisiert, dieses auch nach der Drehung anwenden würden, was einer Umkehrung der ursprünglichen Ausrichtung gleichkam. In dieser Untersuchung wurden Mitglieder zweier Sprachgruppen miteinander verglichen, nämlich Tzeltal-sprechende Tenejapans, die ein absolutes System in ihrer Sprache benutzen, um solche Anordnungen räumlich zu beschreiben, und niederländisch-sprechende Personen, die in ihrer Sprache – wie im Englischen – gewohnt sind, relativ, also vom Betrachter aus, zu lokalisieren. Die Erwartungen bestätigten sich: Die Tenejapan nutzen sehr viel häufiger das absolute, die Niederländer sehr viel häufiger das relative System.

Lokalisationen – Räumliche Beziehungen, Betrachter und Partner

Bis auf wenige Ausnahmen haben die Psycholinguisten die Lokalisationsverhältnisse nur für einen Betrachter behandelt. Nur gelegentlich wird in dieser Literatur erwähnt, dass eine Person eine andere Person über diese räumliche Lokalisation informieren würde (z.B. Levelt 1996). Mit der gemeinsamen Betrachtung von Sprecher und Hörer findet eine erhebliche, wissenschaftlich sehr fruchtbare Erweiterung statt, die man eher als sprachpsychologisch bezeichnen kann (Herrmann & Grabowski 1994; Herrmann 2005). Grundgedanke ist dabei, dass Menschen sprechen, um Bewusstseinsinhalte ihres Partners zu verändern, dass sie also ein Kommunikationsziel haben. Darin kann man eine Wende von der Psycholinguistik zur Sprachpsychologie sehen, wie Herrmann (2005, 12) andeutet⁴. Gegenüber der bisherigen Diskussion werden neue Akzente gesetzt. Das ist zunächst einmal eine besondere Gewichtung des Konstrukts Blickpunkt (oder Perspektive), von wo aus Lokalisationen erfolgen.

⁴ Er differenziert die beiden Disziplinen folgendermaßen: „Die *Psycholinguisten* (als Linguisten) nehmen ihren Ausgang in der Regel bei Sprachsystemen und unterwerfen ihre Theoriebildung zur Sprachverwendung primär linguistischen Konzeptualisierungen: Wie realisiert sich die Sprache im Menschen? Die *Sprachpsychologen* dagegen sehen (als Psychologen) primär ihre Aufgabe darin, die Sprachverwendung in das psychische Geschehen einzubinden: Wie funktionieren Produktion und Rezeption sprachlicher Äußerung als mentale Vorgänge im *Gesamtkontext mentaler Prozesse und Repräsentationen*?“ (Herrmann 2005, 12f.).

„Der Blickpunkt, von dem aus eine Richtungsrelation beurteilt wird, kann die Perspektive des Sprechers oder des Adressaten einer Äußerung sein; ebenso kann die Ausrichtung eines Gebäudes, eines Fahrzeugs oder anderer Instanzen zugrunde gelegt werden“ (Vorweg 2003, 379).

Ein einfaches Beispiel (Herrmann 2005): *Von mir aus gesehen liegt der Schlüssel vor der Vase*. In diesem Fall ist Schlüssel das intendierte Objekt, die Vase das Relatum, beide werden unter einem sprecherzentrierten Blickpunkt (oder Origo sensu Bühler 1934) betrachtet. Eine solche Konstellation wird Dreipunktlokalisierung genannt. Entfällt das Relatum, wird der Schlüssel nur von mir aus lokalisiert (*Der Schlüssel liegt vor mir*), spricht man von Zweipunktlokalisierung. Dies gilt auch für die Aussage: *Der Ball liegt vor der Standuhr*. (Allerdings kann eine solche, oben als ‚intrinsisch‘ bezeichnete Lokalisation nur gelingen, wenn das Bezugsobjekt auch eine Ausrichtung hat, also z.B. eine Vorderseite, wie sie Menschen, höhere Tiere, Schränke oder wie hier: Standuhren, etc. haben, nicht dagegen etwa ein Ball. Da auch der Hörer zu berücksichtigen ist, kann ebenfalls von dessen Blickpunkt aus lokalisiert werden: *Der Schlüssel liegt vor dir*, oder: *Der Schlüssel liegt von dir aus gesehen vor der Vase*.)

Vergleicht man diese Differenzierungen mit den im vorigen Abschnitt dargestellten Bezugsformen, so ergibt sich vom Sprecher aus gesehen eine egozentrische Zweipunktlokalisierung, die dort ‚relativ‘ heißt. Die entsprechende Dreipunktlokalisierung vom Hörer aus gesehen, die dort nicht berücksichtigt wird, wird deiktisch genannt (Vorweg 2003, 380), was plausibel ist, sie bedeutet schließlich ‚hinweisend‘. Stellen weder Sprecher noch Hörer ihren Blickpunkt dar, wenn also ein dritter Sacherhalt Origo wird, so liegt entweder eine relative (intrinsisch objektbezogene) oder eine extrinsische (umgebungscentrierte) Lokalisation vor. Letztere wurde in der früheren Terminologie ‚absolut‘ genannt.

In der Forschung spielten die Voraussetzungen für gelingende Kommunikationen eine Rolle. Es lässt sich zeigen, dass oft Missverständnisse auftreten, wenn der Blickpunkt (Origo) nicht angeführt wird, was oft geschieht. Wenn der betreffende Gegenstand vor einem anderen Objekt liegt, kann es wichtig sein, ob er aus der Sicht des Sprechers oder des Hörer vor dem anderen Objekt liegt. Herrmann (2005, 294) führt dazu folgendes Beispiel an. Sprecher und Partner sitzen sich an einem Tisch gegenüber, auf dem mehrere Aschenbecher und eine Vase stehen. Sagt die eine Person: *Gib mir doch bitte den Aschenbecher, der vor der Vase steht*, so fehlt hierbei die Angabe über den Blickpunkt, den Origo. Der Hörer kann bestenfalls erraten, welcher Aschenbecher gemeint ist. Oft wird er davon ausgehen, dass die Aussage sprecherbezogen gemeint ist, und wird deswegen richtig handeln.

Für einen Sprecher ist es einfacher, sprecherbezogen zu lokalisieren. Er muss sich dann nicht in den Hörer hineinversetzen. Hörerbezogene Lokalisation ist in

einigen sozialen Situationen normiert, etwa beim Militär (*Rechts um*) oder beim Zahnarzt (*Drehen Sie bitte Ihr Gesicht nach rechts*).

Aufschlussreich für die Determinanten räumlicher ‚vor‘-Lokalisationen war eine Untersuchungsserie von Grabowski (u.a. 1994), die VW-Käfer-Studien. Das Paradigma sah folgendermaßen aus: eine Person befindet sich in einem Auto mit einem Partner auf einer Straße, an deren Seite ein VW-Käfer steht, mit jeweils einer Haltebucht vor und hinter diesem Wagen. Der Sprecher gibt dem fahrenden Partner die Anweisung *Halte bitte vor dem Käfer!* Die Vpn haben dann anzukreuzen, in welcher Haltebucht sie anhalten würden. Hierbei gibt es nun die Möglichkeit, sprecher/hörer-bezogen (nämlich *von uns aus gesehen*) zu lokalisieren, also hinter dem Käfer, oder objektbezogen (der Käfer ist Origo und Relatum zugleich – in früherer Redeweise intrinsisch), also vor dem VW. Diese Form wird auch kanonisch genannt, weil sie eher konventionell und üblich ist. Hierbei zeigte sich, dass sich die beiden Lokalisationsformen bei Deutschen und Niederländern ungefähr die Waage halten. Dagegen ergeben sich bei Franzosen, Engländern und Italienern stärkere Präferenzen für die objektbezogene Lokalisation. Dies wird damit erklärt, dass in den Sprachen dieser Versuchsteilnehmer – im Gegensatz zum Deutschen oder Niederländischen – Präpositionen sowohl für räumliche als auch für zeitliche Lokalisationen vorhanden sind, nämlich im Englischen ‚in front of‘ vs. ‚before‘. ‚In front of‘ aktiviert den räumlichen Relationsbegriff, nicht aber zusätzlich den zeitlichen, der mit ‚before‘ aktiviert wird. Die Versuchsteilnehmer erkennen sehr schnell, dass die zeitliche Relation nicht gemeint sein dürfte und präferieren die räumliche.

Damit sei gezeigt, dass im Rahmen solcher sprachpsychologischer Fragestellungen Hypothesen generiert und experimentell überprüft werden können, und dass sich dabei komplexe Bedingungen für die eine oder andere Lokalisationsstrategie offenbaren.

Bedeutung durch Frame-Bezug

Linguistische Ansätze befassen sich mit der Frage, wie sprachliche Ausdrücke Bedeutung erlangen. Der wichtigste geht auf Fillmore (u.a. 1977) zurück und stellt den Frame-Gedanken in den Mittelpunkt. Der Grundgedanke ist dabei, dass wir, um sprachliche Mitteilungen zu verstehen, unser allgemeines Wissen heranziehen (Fillmore & Baker 2011, 316).

Mary was invited to Jack's party. She wondered if he would like a kite.

Die Analyse könnte in diesem Fall so vor sich gehen: *Invite* bezieht sich auf eine Gastrolle, und *party* ist ein soziales Ereignis, zu dem man als Gast eingeladen ist; eine *party* wird von oder für eine Person veranstaltet; man bringt Geschenke mit. In diesem Fall hat die Frage, ob sich die Person über einen Drachen freuen würde, Bedeutung für die weitere kognitive Verarbeitung; sie lenkt uns nämlich zu

einer besonderen *party*, nämlich der Geburtstagsparty für ein Kind. Was uns den Text verstehen und auch vielfältig ergänzen hilft, ist unser Weltwissen, und dieses ist in Schemata gefasst. Dies haben wir bereits im Grundlagenteil dargestellt. In der psycholinguistischen Literatur wird meist von ‚frames‘ gesprochen. Dieser Begriff wurde von dem Linguisten Charles Fillmore (1977 und früher) und dem KI-Forscher Marvin Minsky (1975) ungefähr zeitgleich in die Diskussion eingeführt. Allerdings wird in dieser Literatur gewürdigt, dass Bartlett (1932) Urheber des Begriffs Schema ist. Die Begriffe Schema und Frame sind im Grunde austauschbar. Frame verweist allerdings im Sinne von ‚Bezugsrahmen‘ eher als Schema auf den Gegenstand dieses Artikels.

Auf diesem Hintergrund wurde von Fillmore die ‚frame-semantics‘ entwickelt (die die case-grammar ablöste, u.a. Fillmore 1977, 1987). Das Aktivieren von Frames ist eine kognitive Erfahrung auf Seiten des Lesers/Hörers, die darin besteht, dass er/sie sprachspezifische Assoziationen aufruft, die linguistische Zeichen mit bestimmten Frames verbinden. „In frame semantics in particular, the meaning dimension is expressed in terms of the cognitive structures (frames) that shape speakers’ understanding of linguistic expressions” (Fillmore & Baker 2011, 317).

Jedes Wort (lexem) und jeder Satz führt zum Aufruf eines (oder mehrerer) Frames und akzentuiert eine Framekomponente, wodurch die Verbindung des Wortes mit einer seiner Bedeutungen hergestellt wird. Zum Verständnis des Wortes muss also die Hintergrundinformation herangezogen werden, innerhalb derer das Wort interpretiert wird.⁵ Dabei ist die Hintergrundinformation oft derart überlernt, dass es meist kognitiver Anstrengung bedarf, sie ins Bewusstsein zu heben. Zum Teil oder häufig sind die zugrundeliegenden Frames auch sehr komplex, wie etwa bei Begriffen wie ‚Dienstag‘ oder ‚Alimente‘.

Wörter aktivieren also Frames, zu denen sie passen, und diese aktivieren ihrerseits Frames, und zwar auf zweierlei Weise. (1) Die zusätzlich aktivierten Frames können zum Ausgangsframe in einem Unter- oder Überordnungsverhältnis stehen. *Bezahlen* als Teil des Schemas Restaurantbesuch ist seinerseits ein Schema, und *Bewirtungsstätte* als übergeordnetes Schema hat mehrere Untergliederungen wie Restaurant, Schnellimbiss, Kantine, Bistro, Bar etc. Diese Relationen können als Vererbungshierarchie dargestellt werden, denn die Kategorienvertreter haben mit dem Oberbegriff eine Reihe von Merkmalen gemeinsam. (2) Wenn ein Wort ein Schema aktiviert, so sind in der Regel Leerstellen (‚slots‘) auszufüllen. In einem Restaurant gibt es Getränke: Mineralwasser, Wein, Bier etc., und in der konkreten Situation wird eines davon serviert und konsumiert. Andererseits gibt

⁵ Syntaktische Strukturen sind in diesem Ansatz nicht vollkommen unbedeutend. Textverarbeitung schließt auch lexicosyntaktische Repräsentationen mit ein; diese tragen aber wenig zur Bedeutungsgenerierung bei: „no syntactic rule can appeal to semantic information“ (Fillmore 1984, 132).

es Füllwerte, die in einer bestimmten Situation erwartet werden können, sie werden ‚Standardwerte‘ genannt.

Das Ausfüllen der Leerstellen führt seinerseits zur Aktivierung von Frames. Demnach faltet sich von einem thematischen Frame, das durch ein Wort (oder auch einen Satz) angestoßen wurde, ein Geflecht weiterer Rahmen auf. Fillmore vertritt die Auffassung, dass dadurch eine Bedeutungsanreicherung erfolgt, die zu einer gestalt-ähnlichen Konzeption eines Sachverhalts führt (Fillmore 1977, 60).

Diese Sicht der Bedeutungsgenerierung weicht erheblich von derjenigen ab, dass Bedeutungen feste Einträge in einem Lexikon sind.

„In such (frame-)theories, a word’s meaning can be understood only with reference to a structured background of experiences, beliefs, or practices, constituting a kind of conceptual prerequisite for understanding the meaning” (Fillmore & Atkins 1992, 76).

Sie unterliegen also hochgradig kontext- und auch gebrauchtsabhängigen Bedingungen in einer Sprachgemeinschaft und sind abhängig vom Sprachgebrauch (Ziem 2005). Lexikoneinträge oder „checklist theories of meaning“ (Fillmore 1977, 69) sind nicht in der Lage, die zugrundeliegende Vielfalt wiederzugeben (Fillmore & Atkins 1992).

Zusammenfassung

Verschiedene Bezugsphänomene werden differenziert und schließlich auf Anwendungen in zwei Bereichen diskutiert, in denen sie eine besondere Rolle spielen. Wir behandeln dabei nur die vielfältigen Fälle, in denen ein Sachverhalt durch Bezug auf einen anderen seinen besonderen Charakter, seine Bedeutung, seine Ausprägung, seine Bewertung, seine Lokalisation etc. erhält. Im Grundlagenbereich lassen sich viele Formen von Bezugnahmen unterscheiden, wobei die meisten gestalttheoretische Wurzeln haben. Dies gilt für die klassischen Bezugssysteme und für die Figur-Grund- wie auch die Teil-Ganzes-Differenzierung. Wir haben thematische Felder als eine weitere Form von Bezugsrahmen eingeführt. Sie entsprechen den Schemata, wie sie in der Kognitionspsychologie erforscht werden. Auch schien es angebracht von einer einfachen Form, dem Bezugsdual, auszugehen.

Die Grundgedanken wurden dann auf zwei Themenbereiche angewandt, nämlich Kultur und Sprache. In beiden Anwendungsbereichen erwiesen sich die thematischen Felder, also die Bezugsrahmen oder Schemata, als heuristisch besonders wichtig.

Schlüsselwörter: Kontextabhängigkeit, Bezugssysteme, Teil-Ganzes-Beziehung, Schemata, Kultur, Psycholinguistik.

On Reference Phenomena: How Experiences Obtain their Special Character by Referring to Other Psychic Facts and Circumstances – Gestalt Theoretical Basics and Applications in the Areas of Culture and Language.

Summary

Fundamental psychological knowledge suggests that psychic processing often refers to other facts and circumstances. This is how thoughts, perceptions, etc. obtain their special character, their meaning, their assessment, their extent. It is possible to differentiate some reference possibilities and systems, most of which have gestalt theoretical roots, like classical reference systems, figure-ground and part-whole dualities. We have introduced another form we have called 'thematic fields', which may also function as a reference system and which corresponds to the schema- or frame-concepts discussed in depth in Cognitive Psychology. We also saw reasons to postulate a rather simple reference form which we called 'reference-dual'. In this paper, these distinctions are then applied to two areas of science in which they often play important roles: Culture and Psycholinguistics. Extensive empirical research and scientific discussions are reported.

Keywords: Context dependency, frame of reference, part-whole, schema, culture, psycholinguistics.

Literatur

- Aronson, E., Wilson, T.D. & Akert, R.M. (2004): *Sozialpsychologie*. München: Pearson Studium.
- Bargh, J.A., Chen, M. & Burrows, L. (1996): Automaticity of social behavior: Direct effects of trait construct and stereotype activation on action. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71, 230-244.
- Barlett, F.C. (1932, Reprint 1964): *Remembering*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bischof, N. (2008): *Psychologie. Ein Grundkurs für Anspruchsvolle*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bock, H. (1991): Von semantischen Bezugnahmen und Bezugssystemen in sprachlichen Äußerungen. *Gestalt Theory*, 13, 250-271.
- Bonacchi, Silvia (2011): *Höflichkeitsausdrücke und anthropozentrische Linguistik*. Warschau: euro-educacja.
- Bonacchi, Silvia (2013): *(Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Bower, G.H. (1987): Commentary on mood and memory. *Behavior Research and Therapy*, 25, 443-455.
- Bühler, K. (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Gustav Fischer.
- Chi, M.T.H., Glaser, R. & Rees, E. (1982): Expertise in problem solving. In: R.J. Sternberg (Ed.). *Advances in the psychology of human intelligence*. (IVol. 1.). p. 7-75. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Dokic, J. & Pacherie, E. (2006): On the very idea of a frame of reference. In: M. Hickmann & S. Robert (Eds.) *Space in language: Linguistic systems and cognitive categories*. p. 259-280. Amsterdam: Benjamins.
- Fillmore, C.J. (1977): Scenes-and-frame semantics. In: A. Zampolli (Ed.) *Linguistic structures processing, Vol. 5*, p. 55-81. Amsterdam: North Holland.
- Fillmore, C.J. (1984): Lexical semantics and text semantics. In: J.E. Copeland (Ed.) *New directions in linguistics and semantics*. p. 123-147. Houston: Rice University.
- Fillmore, C.J. (1987, 1977): Schemata and prototypes. In: R. Dirven & G. Radden (Eds.) *Fillmore's Case Grammar. A Reader*. p. 99-105. Heidelberg: Julius Groos.
- Fillmore, C.J. & Atkins, B.T. (1992): Toward a frame-based lexicon: The semantics of RISK and its Neighbors. In: A. Lehrer & E. Kittay (Eds.) *Frames and fields*. p. 75-102. Erlbaum Publishers.
- Fillmore, C.F. & Baker, C. (2011): *A frames approach to semantic analysis*. p. 313-339. <http://lingo.stanford.edu/sag/papers>.
- Goffman, E. (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Goschke, T. (2002): Volition und kognitive Kontrolle. In: J. Müseler & W. Prinz (Hrsg.) *Allgemeine Psychologie*. p. 271-335. Heidelberg: Spektrum.

- Grabowski, J. (1994): Kommunikative Unschärfen. Zur Rezeption und Produktion von Richtungspräpositionen am Beispiel von ‚vor‘ und ‚hinter‘. In: H.J. Kornadt, J. Grabowski & R. Mangold-Allwinn (Hrsg.) *Sprache und Kognition*. p. 183-208. Heidelberg: Spektrum.
- Graf, R. (1996): Mentale Rotation und Blickpunktstransformation. *Sprache & Kognition*, 15, 178-202.
- Gurwitsch, A. (1929): Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich. *Psychologische Forschung*, VIII, 279-381.
- Gurwitsch, A. (1976): *Das Bewusstseinsfeld*. Berlin: de Gruyter.
- Haubensak, G. (1985): *Absolutes und vergleichendes Urteil. Eine Einführung in die Theorie psychischer Bezugssysteme*. Berlin: Springer.
- Herrmann, T. (2005): *Sprache verwenden*. Stuttgart: Kohlhammer (Urban-Tb. 558).
- Herrmann, T. & Grabowski, J. (1994): *Sprechen. Psychologie der Sprachproduktion*. Heidelberg: Spektrum.
- Hofstede, G. (1983): Dimensions of national cultures in fifty countries and three regions. In: J.B. Deregowski, S. Dziurawiec & R.C. Annis (Eds.) *Explications in cross-cultural psychology*, 335-355. Lisse: Swets & Zeitlinger.
- Janovic, T. (2005): *Der implizite Bewusstseinsinhalt in der Phänomenologie und der analytischen Philosophie*. Dissertation, Johannes Gutenberg Universität Mainz.
- Levelt, W.J.M. (1996): Perspective taking and ellipsis in spatial descriptions. In: P. Bloom (Ed.) *Language and space*. p. 77-107. Cambridge, Ma: The MIT Press.
- Levinson, S.C. (2001): Covariation between spatial language and cognition, and its implications for language learning. In: M. Bowerman & S.C. Levinson (Eds.) *Language acquisition and conceptual development*. p. 566-588. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mandl, H., Friedrich, H.F. & Hron, A. (1988): Theoretische Ansätze zum Wissenserwerb. In: H. Mandl & H. Spada (Eds.) *Wissenspsychologie*. p. 123-160. München: Psychologie Verlags Union.
- Metz-Göckel, H. (1999): Bezugssystemdifferenzierungen anhand von Witzbeispielen. *Gestalt Theory*, 21, 275-289.
- Metz-Göckel, H. (2010): Dual-Process-Theorien. *Gestalt Theory*, 32, 323-341.
- Metzger, W. (1975a, 5. Aufl.): *Psychologie*. Darmstadt: Steinkopff. (auch: 2001, 6.Aufl. Wien: Verlag Krammer)
- Metzger, W. (1975b, 3.Aufl.): *Gesetze des Sehens*. Frankfurt: Kramer.
- Minsky, M. (1975): A framework for representing knowledge. In: P. H. Winston (ed.), *The psychology of computer vision*. p. 211-277. New York: McGraw-Hill.
- Pinna, B. (2010): New Gestalt principles of perceptual organization: An extension from grouping to shape and meaning. *Gestalt Theory*, 32, 11-78.
- Rausch, E. (1949): Variabilität und Konstanz als phänomenologische Kategorien. *Psychologische Forschung*, 23, 69-114.
- Rausch, E. (1966): Das Eigenschaftsproblem in der Gestalttheorie der Wahrnehmung. In: W. Metzger & H. Erke (Hrsg.) *Handbuch der Psychologie, Bd. I, 1. Halbband*. p. 866-853, Göttingen: Hogrefe.
- Rosch, Eleanor (1975a): Cognitive reference points. *Cognitive Psychology*, 7, 532-547.
- Rosch, Eleanor (1975b): Cognitive representation of semantic categories. *Journal of Experimental Psychology: General*, 104, 192-253.
- Rubin, E. (1921): *Visuell wahrgenommene Figuren*. Kopenhagen: Gyldendal.
- Schermer, F.J. (2006): *Lernen und Gedächtnis*. Stuttgart: Kohlhammer Urban-Tb. 559.
- Schwartz, S.H. (1994): Are there universal aspects in the structure and contents of human values? *Journal of Social Issues*, 50, 19-45.
- Schwarz, N. & Clore, G.L. (1983): Mood, misattribution, and judgments of well-being: Informative and directive functions of affective states. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 513-523.
- Strack, F., Martin, L.L. & Stepper, S. (1988): Inhibiting and facilitating conditions of the human smile: A nonobtrusive Test of the facial feedback hypothesis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 768-777.
- Talmy, L. (1978): Figure and Ground in komplex sentences. In: J. Greenberg, C. Ferguson & H. Moravcsik (Eds.) *Universals of Human Language*. P. 627-649. Stanford, CA.: Stanford University Press.
- Talmy, L. (2000): *Toward a cognitive semantics*. Cambridge, MA.: the MIT Press.
- Tholey, P. (1987): Leserbrief. *Spektrum der Wissenschaft*. H. Oktober, 5.
- Triandis, H.C. (1994): *Culture and social behavior*. New York: McGraw-Hill.
- Vijver, F. van de & Leung, K. (1996): Methods and data analysis of comparative research. In: J.W. Berry, Y.H. Poortinga, & J. Pandey (Eds.) *Handbook of cross-cultural psychology*, Vol 1. 257-300. Needham Heights: Allyn & Bacon.

- Vorweg, C. (2003): Sprechen über Raum. In: G. Rickheit, T. Herrmann & W. Deutsch (Hrsg.). *Psycholinguistik*. p. 376-399. Berlin: de Gruyter.
- Wagemans, J., Elder, J.H., Kubovy, M., Palmer, S.E., Peterson, M.A., Singh, M., & von der Heydt, R. (2012): A Century of Gestalt Psychology in Visual Perception: I. Perceptual Grouping and Figure-Ground Organization. *Psychological Bulletin*, 138, 1172-1217.
- Wertheimer, M. (1933): Zum Problem der Unterscheidung von Einzelinhalt und Teil. *Zeitschrift für Psychologie*, 129, 333-357.
- Witte, W. (1960): Experimentelle Untersuchungen von Bezugssystemen. *Psychologische Beiträge*, 4, 218-252.
- Ziem, A. (2005): Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen. Paper für die Konferenz *Diskursanalyse in Deutschland und Frankreich. Aktuelle Tendenzen in den Sozial- und Sprachwissenschaften*. p. 1-11. Paris, Université Val-de-Marne.

Internet

www.psychology48.com/deu/d/kulturpsychologie/kulturpsychologie.htm

Hellmuth Metz-Göckel, Prof. Dr., Studium der Psychologie bei Edwin Rausch in Frankfurt, Promotion bei Friedrich Hoeth in Darmstadt und Habilitation bei Klaus Bräuer in Dortmund, ist Professor am Institut für Psychologie der Universität Dortmund. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Allgemeine Psychologie, Sozialpsychologie und Methoden. Derzeit ist Hellmuth Metz-Göckel 1. Vorsitzender der GTA.

Adresse: Mimosenweg 18, D-44289 Dortmund

E-Mail: hellmuth.metz-goeckel@uni-dortmund.de

